



Bild: Finja Benteler (EF)

Ich bin Atlas.

Nein, ich WAR Atlas.

Heute bin ich eine Legende.

Ich war noch gar nicht so alt, als sich mein Leben veränderte. Ein Kind, vielleicht 12 oder 13 Jahre alt. Ich weiß es nicht mehr, es ist zu lange her. Aber was ich weiß, ist, dass wir damals noch glücklich waren, meine Brüder Menoitios, Prometheus, Epimetheus, meine Eltern und ich, Sohn der Gaia und des Aether. Ich war kein leichtes Kind. Nein, das war ich wirklich nicht. Prügeleien, Drogen, Schuleschwänzen ... Meine Eltern standen am Rand der Verzweiflung. Mir war das egal. Ich war ein Egoist, wie er im Buche steht. Als ich eines Tages dann von der Schule verwiesen wurde, veränderte sich alles.

„Wie weit willst du es noch treiben?! Wann hast du endlich genug?! Reicht es nicht, dass dich die Polizei beim Kiffen erwischt hat?! Wir, dein Vater und ich, waren immer gut zu dir. Wir haben versucht, dir alles zu ermöglichen, aber du legst dir immer wieder Steine in den Weg und verbaust ihn dir damit selbst!“, schreit meine Mutter halb wütend, halb verzweifelt. Ich schweige, während meine Mutter mit Tränen in den Augen fortfährt: „Wann fängst du an erwachsen zu werden? Atlas, rede mit mir!!!“ Stille. Gaia läuft, sich die Tränen aus den Augen wischend, zu meinem Vater in die Küche, wo sie die Diskussion mit ihm fortsetzt. Ich kann das Geschrei nicht mehr hören. Ständig streiten sich meine Eltern. Zum Teil ist es meine Schuld, das gebe ich ja zu, aber wie soll man in dieser verrückten Familie schon normal bleiben? „Erzieh deinen hoffnungslosen Sohn doch alleine! Ich hab’ genug davon! Entweder er kommt ins Heim, oder ich ziehe aus!“, höre ich meinen Vater meine Mutter anpöbeln. Die Haustür knallt ins Schloss. Ich gehe nicht ins Heim! Niemals! Mein Entschluss steht fest. Ohne lange zu überlegen ziehe ich meinen Rucksack unter dem Bett hervor und fange an T-Shirts, Hosen und Pullis einzupacken. Viele Pullis. Die Nächte hier im

Atlasgebirge sind kalt. „Was machst du da?“, schallt es hinter mir. Mein kleiner Bruder Menoitios steht in der Tür. Er ist ein kleiner Junge mit blonden Locken, wie auch ich sie habe.

Auf seiner Stirn trägt er eine kleine Narbe, die vom Spielen in einer Höhle oben in den Bergen stammt. „Verswinde!“, pampe ich ihn an. „Du bist am Packen. Hast du ab?“, nervt er weiter. „Wenn du doch siehst, was ich mache, wieso fragst du dann so doof?!“, versuche ich ihn abzuwimmeln, doch er geht gar nicht drauf ein: „Entweder du nimmst mich mit, oder ich sage es Mama.“ Ich starte einen letzten Versuch: „Du bist viel zu klein. Es ist gefährlich. Nachts wird es dunkel, und du weißt nicht, was da draußen alles herumläuft.“ „Ich komme mit“, beharrt er. „Wir treffen uns um 1 Uhr heute Nacht vor der Haustür“, willige ich schließlich mit einem Seufzer ein, in dem festen Glauben, er würde einen Rückzieher machen. Mein Bruder verlässt das Zimmer, und ich schiebe den gepackten Rucksack zurück unter mein Bett.

Noch 30 Minuten. Ich liege wach im Bett und starre an die Decke. Heute Nacht zieht sich die Zeit wie Kaugummi. Immer wieder muss ich an die Worte meines Vaters denken, der immer noch nicht zurück ist. Er hat meine Mutter vor die Wahl gestellt, doch diese Wahl werde ich ihr noch heute Nacht abnehmen. 20 Minuten. Mein Magen knurrt. Ich schleiche in die Küche um noch etwas Brot und Wasser einzupacken. „Gehen wir jetzt los?“, höre ich plötzlich eine Stimme hinter mir, die mich vor Schreck zusammenzucken und herumfahren lässt. „Du bist zu früh.“, stelle ich mit immer noch zitternder Stimme fest, ärgerlich darüber, meinen Schreck nicht besser verbergen zu können.

So ziehen wir also schon etwas früher als geplant los in die kalte Nacht, die funkeln- den Sterne als Begleiter über unseren Köpfen. Nach einer Weile sehe ich, wie mein Bruder zittert. „Hast du dir denn keinen Pulli mitgenommen?“, frage ich etwas verär- gert. Menoitios' Kopfschütteln genügt, um mich meinen wärmsten Pullover aus dem Rucksack kramen zu lassen. „Zieh den an. Wenn du krank wirst, bringt uns das beide nicht weiter.“, belehre ich ihn und streife ihm dabei den Pulli über, so wie ich es frü- her immer getan habe, als er noch zu klein war, um sich selbst anziehen zu können. Als die ersten Sonnenstrahlen die dunkle Nacht vertreiben, kann ich die Augen kaum noch offenhalten, und auch mein Bruder torkelt mehr, als dass er geht, doch er sagt kein Wort, um vor mir, seinem großen Bruder, nicht als Schwächling dazustehen. „Wir machen Rast“, bestimme ich und werfe meinen Rucksack neben mich auf den Boden. Ich hatte es kaum ausgesprochen, da höre ich schon das Schnarchen meines Bruders, der neben mir im Gras liegt. Auch meine Augen fallen zu, und ich kann ge- rade noch den Arm unter den Kopf meines Bruders schieben, da werde ich auch schon vom Schlaf übermannt.

Die Strahlen der hoch am Himmel stehenden Sonne kitzeln mir in der Nase und ho- len mich aus dem Traumland zurück ins grüne Gras. Ich räkele mich und sehe mich nach meinem Bruder um, doch dieser liegt nicht mehr neben mir. Zurückgelassen hat er nur den Abdruck seines Körpers im plattgedrückten Gras. „Menoitios?“, rufe ich. Keine Antwort. „Menoitios!“, rufe ich noch einmal etwas lauter und mit einem Hauch Verzweiflung in meiner Stimme. Als wieder keiner antwortet, schreie ich nochmals, diesmal mit ganzer Kraft und Tränen in den Augen, den Namen meines Bruders. Da höre ich sein Gelächter und auch ich muss lachen, erleichtert, meinen Bruder doch nicht verloren zu haben. Ich laufe in die Richtung, aus der das Geräusch kam und sehe einen kleinen Teich. Mein Bruder hockt, mit beiden Händen nach et- was im klaren Wasser fischend, davor. Als er mich sieht, springt er auf und ruft: „Guck mal Atlas! Kaulquappen!“. Auch ich fange an, nach den kleinen schwarzen Ge- schöpfen zu fischen. „Menoitios, du darfst nicht einfach weglaufen. Ich habe mir

wirklich Sorgen gemacht.", ermahne ich ihn, und es klingt strenger, als es eigentlich klingen sollte, doch mein Bruder schien verstanden zu haben, denn er schaut nur betreten zu Boden. Während ich meine Hände weiter im Wasser baumeln lasse, kreisen meine Gedanken um die Frage, ob mein Vater wohl schon wieder nach Hause gekommen ist, doch ich schiebe sie schnell zur Seite. „Komm, Bruderherz.", sage ich, während ich nach seiner Hand greife, „Wir gehen meinen Rucksack holen.". Ich ziehe ihn hoch, und er schlingt seine Arme um mich. Auch ich lege meinen Arm um ihn. „Wie lieb ich ihn doch habe.", denke ich, und wir schlendern gemeinsam zurück zu unserem Schlafplatz.

Während ich etwas Brot aus meinem Rucksack hole, schlägt mein Bruder hinter mir ein Rad nach dem anderen und lacht dabei so herzlich, dass mir die ganze Welt gleich viel bunter vorkommt.

Als wir weitergehen, drücke ich Menoitios das Brot in die Hand, das er dankend annimmt und innerhalb kurzer Zeit verspeist. Mein Magen kommentiert dies mit einem Grummeln, sodass ich beginne, auf dem trockenen Brot herumzukauen. Mit vollem Magen geht es sich doch deutlich angenehmer als mit leerem. Mein Bruder springt fröhlich vor mir her. Ich pfeife vor mich hin und genieße die warme Sonne auf meinem Gesicht. Auf einmal bleibt Menoitios wie angewurzelt stehen, sodass ich geistesabwesend in ihn hineinlaufe. „Guck mal Atlas. Da oben in dem Apfelbaum sitzt jemand", ruft er gut gelaunt und zeigt mit dem Finger auf den Baum. Ich kneife die Augen zusammen und schirme diese mit der Hand ab, um sie vor dem hellen Licht der Sonne zu schützen und tatsächlich, dort oben im Baum sitzt ein Mann und pflückt Äpfel, die er in den Korb unter sich wirft. Während ich mich noch von dem Anblick des Mannes überzeuge, läuft mein Bruder schon schnurstracks auf den Baum zu. Ich folge ihm mit etwas Abstand. Sobald mein Bruder unter dem Baum angekommen ist, ruft er mit seiner kindlichen Art zu dem Mann empor: „Wie heißt du?". „Mein Name ist Perseus.", antwortet er. Als auch ich schließlich die Stelle erreiche, scheint mein Bruder das Interesse an dem Mann verloren zu haben und begnügt sich hinter mir wieder damit, Räder zu schlagen, doch ich erkenne nun, um was für eine Art von Äpfeln es sich handelt. „Entschuldigen Sie, Perseus, aber diese Äpfel sind giftig. Das sind Hesperiden, die können Sie nicht essen.", beginne ich, doch noch bevor ich den Mann vor den Folgen warnen kann, höre ich Menoitios laut aufschreien und zu weinen beginnen. Sofort laufe ich zu ihm in der Annahme, er sei bei einem seiner Radschläge auf etwas Hartes am Boden gefallen, doch als ich die Bisswunde an seiner Hand und die Schlange, die sich davonwindet sehe, weicht mir alle Farbe aus dem Gesicht. Mein Vater hat mir erklärt, dass Gorgonen sehr giftig sind. Sofort binde ich seine Hand mit meinem Gürtel ab, beginne, an der Wunde zu saugen und das Blut neben mir ins Gras zu spucken, in der Hoffnung, möglichst viel Gift aus dem kleinen Körper meines Bruders zu befördern. Als mir schon ganz schwindelig ist, drehe ich mich um, um Perseus um Hilfe zu bitten, doch dieser ist mitsamt des gefüllten Korbes verschwunden. Irgendwann, es kam mir vor wie eine Ewigkeit, höre ich auf zu saugen. Vollkommen ratlos sitze ich neben meinem Bruder im Gras. Dieser schluchzt immer wieder, er wolle nach Hause, und mit jedem Mal wachsen meine Schuldgefühle. Auch ich beginne nun, die Arme um Menoitios gelegt, zu weinen. So sitzen wir eine ganze Weile im Gras, das um uns herum von Menoitios' Blut ganz rot gefärbt ist. Zwei einander umschlingende Kinder, die nirgendwo lieber sein würden als zuhause. Nach einiger Zeit lösen wir uns aus unserer Umarmung. Der kalte Schweiß auf der Stirn meines Bruders zeigt mir, dass ich versagt habe. Mein Vater hat Recht. Ich bin ein hoffnungsloser Fall. Mit tränenüberströmtem Gesicht fange ich den Blick meines Bruders auf, doch dieser ist in keinsten Weise vorwurfsvoll. Das einzige, was ich dort finde, ist Angst. Die blanke Angst vor dem Tod. „Werde ich sterben?!",

flüstert er mit schwacher Stimme. Verzweifelt rufe ich: „Nein, Menoitios, das werde ich nicht zulassen!“, doch uns ist beiden klar, dass es anders kommen wird. Ich nehme seine Hand, die ohne Schlangenbiss, und drücke sie ganz fest. Ich fange an zu reden, um ihn ein wenig von den Schmerzen abzulenken. Ich sage einfach das, was mir gerade in den Sinn kommt, und doch passt es. Ich rede und rede. Überwiegend über unsere gemeinsamen Erinnerungen: „Weißt du noch, wie ich dir als kleines Kind immer durch die Haare gewuschelt habe? Oder erinnerst du dich noch an unseren Streich an Weihnachten, bei dem sich Papa das Bein gebrochen hat?“. So geht es eine ganze Zeit lang weiter. Irgendwann sehe ich, wie mein kleiner Bruder neben mir seine Augen schließt. Ich schreie ihn an, er solle die Augen wieder auf machen und er solle nicht sterben. Er solle stark sein und kämpfen. „Ich bin müde und ich habe Angst“, sagt er ganz leise, ohne die Augen zu öffnen. „Ich bleibe bei dir, Menoitios! Ich lasse nicht zu, dass du stirbst!“, schreie ich zum wiederholten Mal und fange noch heftiger an zu weinen. „Ich habe dich lieb, Atlas.“, flüstert mir mein Bruder kaum hörbar zu. Dann erschlaft seine Hand. Er atmet nicht mehr und sieht aus, als sei er eingeschlafen, doch ich weiß es besser. Ich lege mich neben den kleinen leblosen Körper ins Gras, umklammere ihn und weine. Es fühlt sich an, als hätte jemand ein Stück meines Herzens aus mir herausgerissen. Ich bin zu nichts imstande. Es wird dunkel, hell und wieder dunkel, ohne dass ich mich rühre. Langsam richte ich mich auf. Es kostet mich so viel Kraft, als würde der ganze Himmel auf mir lasten. Doch in Wahrheit war nicht der Himmel die Last, die ich auf meinen Schultern zu tragen habe, sondern die Schuld. Mit einem Mal wird mir klar, dass mir früher nicht alles egal war. Menoitios war es, der meinem Leben einen Sinn gegeben hatte, doch jetzt ist das einzige, was mir nicht egal war, aus meinem Leben gewichen. Aber auch in dieser Situation sehe ich noch einen Sinn. Ich muss den kleinen leblosen Körper an einen Ort bringen, an dem der Geist meines Bruders aus ihm entweichen kann. Einen Ort, wo er seinen Frieden hat. Als ich das Gefängnis aufhebe, in dem sich der Geist meines kleinen Bruders befindet, erschauere ich, doch ich habe ein Ziel. Ich muss die Höhle auf einem Berggipfel des Atlas erreichen, in der wir als Kinder immer gespielt haben, wenn unser Vater uns mit auf einen seiner Wanderausflüge genommen hat.

Als die Sonne erneut über den Berghang kriecht, bemerke ich es kaum. Ich bin müde, doch ich gehe unermüdlich weiter, ohne zu rasten. Weiter und immer weiter. Mit jedem Schritt entferne ich mich mehr von dem Ort, an dem das rote Blut Menoitios' meine Welt schwarz gefärbt hat. Ich stolpere, falle hin, stehe auf und gehe weiter, ohne es überhaupt mitzubekommen. Das Taubheitsgefühl meiner Seele übertrifft jeden Schmerz meines Körpers. Mittlerweile hat die Sonne ihren Höhepunkt erreicht. Meine Kräfte schwinden. Als ich wieder stolpere und hin falle, kann ich nicht mehr. Ich schaffe es nicht mehr, mich aufzurichten, sondern schlafe einfach ein. Geweckt werde ich von einer kleinen Raupe, die über meine Wange krabbelt. Nachdem ich sie weggewischt habe, starre ich sie an. Auch ihr Leben wird sich irgendwann verändern, doch sie wird hinterher der Welt mit ihren bunten Flügeln ein weiteres Stück Schönheit hinzufügen. Eine Welt, in der es für mich nur noch eine einzige Farbe gibt: Schwarz. Keine Schönheit, keine Freude mehr, nur noch Trauer. Und Schuld. Erneut breche ich in Tränen aus. Unter diesen lade ich den schlaffen Leichnam wieder auf meine Schultern. Mein Ziel, die Höhle auf dem Berggipfel, war nicht mehr weit entfernt. Einen Fuß vor den anderen setzend erklimme ich Stück für Stück den Teil des Gebirges, den ich in der Vergangenheit während der unzähligen Wanderungen so geliebt habe. Endlich erreiche ich die Höhle und sehe mich und Menoitios in ihr spielen und herumtollen. Wir konnten nie lange genug dort sein und gaben uns bei jedem Aufbruch nach Hause gegenseitig das Versprechen, wieder gemeinsam hierher

zurückzukommen. Dieses Versprechen wird nun ein letztes Mal eingelöst. Sanft bette ich den Körper, den ich den ganzen Weg bis hier hinaufgetragen habe, auf den harten Höhlenboden. Als ich mich wieder aufrichte, kommt es mir vor, als trage der sanfte Windzug, der mit einem Mal durch die Höhle weht, ein Danke an mein Ohr und als würde die Narbe auf Menoitios' Stirn ein wenig unscheinbarer werden. Lange Zeit stehe ich einfach nur da, vor dem Körper meines toten Bruders, unschlüssig, was ich nun machen soll. Nach einer Weile wird es mir klar. Ich werde meinen Bruder auf keinen Fall allein lassen. Mein Leben hat keinen Sinn mehr. Ich fühle mich kraftlos und ausgezerrt, habe seit Tagen nichts mehr gegessen oder getrunken, und mein Lebenswille ist dahingeschmolzen. Die Last der Schuld liegt schwer auf meinen Schultern. Die gerechte Strafe für meine Taten. Der Himmel scheint mich zu erdrücken. Alles, was ich noch will, ist sterben, um bei meinem Menoitios zu sein, den ich so sehr liebe. Entschlossen gehe ich nach draußen, hebe einen spitzen Stein vom Boden auf und schreibe neben den Höhleneingang: „Hier ruhen Menoitios und Atlas. Brüder, die nicht einmal der Tod voneinander trennen kann.“ Dann lege ich mich im Inneren der Höhle neben meinen Bruder auf den Boden, schiebe meinen Arm unter seinen Kopf, wie ich es auch getan habe, als er noch lebte, und freue mich darauf, ihn nach meinem Tod endlich wiederzusehen. Eine Weile denke ich nach, frage mich, ob unser Vater wohl nach Hause gekommen ist, und wie es meiner Mutter geht. Dann schließe ich die Augen, gebe den Kampf gegen die immer schwerer werdende Last auf und lasse mich vom Himmel erdrücken.

Damals war mir nicht bewusst, dass all meine Handlungen Konsequenzen mit sich bringen. Ständig kämpfte ich durch meine Taten mit meinen Eltern um die Macht, doch heute weiß ich, dass es wichtigeres gibt. Ich bereue, was ich getan habe und fühle mich immer noch schuldig, doch ich bereue nicht, meinem Leben ein so frühes Ende gesetzt zu haben, denn mein Herz starb schon, als das meines geliebten Bruders aufhörte zu schlagen.

*Autorin: Lea Meiertokrax (EF Mai 2019)*